



(Quelle: Dr. Kirsten Keppler)

3 Hörschädigung und Identität

*„Wer bin ich und wenn ja, wie viele?“
(Richard David Precht)*

Nicht nur Psychologen, auch Philosophen und Hirnforscher widmen sich dieser großen und schwierigen Frage der Identität: Wer bin ich? Woher weiß ich, wer ich bin? In Zeiten der Individualisierung und Identitätsdiffusion (aufgrund der Auflösung normbildender Lebensformen) wirkt sich diese Identitätsfrage oftmals auch auf die psychische Belastbarkeit aus. Wenn man nicht weiß, wohin man gehört, wo die eigenen Wurzeln liegen, kann sich dies fatal auf die psychische Stabilität auswirken. Und gerade bei psychischen Störungen fängt man neu an, über die eigene Identität, über das Bewusstsein, die Subjektivität, das eigene Ich nachzudenken.

Vor allem bei Hörgeminderten, ganz besonders bei Ertaubten, Schwerhörigen und lautsprachlich kommunizierenden Gehörlosen drängt sich die Frage nach der eigenen Identität sehr oft in den Vordergrund. Sie bewegen sich meistens ausschließlich in der Welt der Hörenden und haben dennoch mehr oder weniger Kontakt zu Gleichbetroffenen, also anderen Hörgeminderten. Aber, so sehr sie auch in der hörenden Welt integriert sind; sie werden immer ein Teil der Hörgeschädigtenwelt sein. Sie werden niemals hundertprozentig der hörenden Kultur entsprechen. Zu groß sind die alltäglichen Barrieren, die Alltagsfrustrationen, die den oben genannten Hörgeschädigten klar machen, dass sie *hörbehindert* sind – und bleiben werden. Auch fühlen sie sich wie ein Gehörloser, sie sind mit jeder Faser des Seins hörgemindert. Dann werden sie von der „reinen“ Gehörlosenwelt nicht selten ausgegrenzt, da sie mit ihrer Lautsprache die Gehörlosenkultur angeblich „verraten“ und keinen hundertprozentigen, typischen Gehörlosen darstellen. Oft fragen sie sich dann: Wer bin ich eigentlich? Sind es zwei Welten, in denen ich lebe? Was ist dann meine „Heimat“?

Identität ist nicht nur die selbstgewählte „psychische Heimat“, sondern auch das Ausbalancieren zwischen den eigenen Bedürfnissen

(das Wahren der Eigenheit) und den Erwartungen von außen. Letzteres bedeutet die Anpassung des Individuums an die Gesellschaft beziehungsweise an die Norm. Der Balanceakt, der zwischen diesen beiden Gegenpolen stattfindet, macht die Ich-Identität aus. Damit ist Identität auch ein Relationsbegriff („Wer bin ich“ im Vergleich zu anderen, zu früher und so weiter).

Ist also Hörschädigung ein identitätsprägendes Stigma? Auch hier muss der Heterogenität Rechnung getragen werden und ein differenzierter Blick auf die verschiedenen Kulturen und Identitätserleben von Gehörlosen, von Schwerhörigen und Ertaubten geworfen werden.

3.1 Die Identität und Kultur der Gehörlosen (Deaf Culture)

Für ein Verständnis des Identitätserlebens Gehörloser muss der große geschichtliche Zusammenhang zur Erklärung herangezogen werden. Berücksichtigt man den jahrhundertelangen historischen und tragischen Weg, den die Gehörlosen gehen mussten, bis sie endlich anerkannt wurden, wird nachvollziehbar, wie relativ selbstbewusst sie sich heute als Mitglieder einer sprachlich-kulturellen Minderheit sehen. Lange Zeit wurden Gehörlose unterdrückt und sozial ausgeschlossen; sie wurden bereits von dem griechischen Philosophen Sokrates als „dumm und bildungsunfähig“ beschrieben (Clarke 2006, S. 24). Sie wurden sogar für nicht rechtsfähig erklärt, womit sie keinen Anspruch auf Erziehung, Eheschließung, angemessene Arbeit oder Erbschaft hatten. Nahezu alle elementaren Menschenrechte wurden ihnen verwehrt (Sachs 1990, S. 27). Durch fehlende Förderung und Bildungszugang konnten sie jahrhundertlang ihre intellektuellen Fähigkeiten nicht beziehungsweise kaum umsetzen, sodass sie folgeweise den Eindruck geistig Zurückgebliebener erwecken mussten. Vereinzelt tauchten im 18. Jahrhundert erstmals Versuche auf, eine Sprache anzuerkennen, die die Gehörlosen befähigte, sich auszutauschen: die Gebärdensprache. So wurde von dem französischen Mönch Abbé de L'Épée eine Taubstummenschule in Paris gegründet, die als Unterrichtssprache die Gebärdensprache nutzte und gleichzeitig die Schriftsprache, um Zugang zu Büchern zu gewähren. Damit wur-

de erstmals deutlich, dass Gehörlose durchaus bildungsfähig sind und es wurden weltweit weitere Taubstummenschulen¹ aufgebaut. Zum ersten Mal überhaupt schienen die Gehörlosen zu erstarken und selbstbewusst zu werden. Bald darauf wurde in Deutschland in Leipzig die erste deutsche Taubstummenschule unter der Leitung von Samuel Heinicke (1778) gegründet, der die Gebärdensprache ablehnte und seinen gehörlosen Schülern die Lautsprache beibrachte. Seitdem schwelt ein bis heute nicht selten erbitterter Methodenstreit zwischen den Befürwortern der Gebärdensprache und den Befürwortern der Lautsprache – beide argumentieren mit berechtigten Vor- und Nachteilen der jeweiligen Sprache. Der Sprachenstreit führte letztendlich dazu, dass auf dem Mailänder Kongress 1880, einem Internationalen Taubstummen-Lehrer-Kongress, über die zu bevorzugende Unterrichtssprache abgestimmt wurde. Es muss dabei erwähnt werden, dass nur Hörende dort über ein Stimmrecht verfügten. (Diese Entscheidungen über und für Hörgeschädigte durch die hörende Lobby kommen in der heutigen Zeit leider auch noch häufig vor.) Die Beschlüsse des Mailänder Kongresses „sorgten dafür, dass Gebärdensprache aus dem Bereich Erziehung und Bildung tauber Menschen verbannt wurden, wirkten sich nachteilig auf das Leben tauber Menschen aus, führten weltweit in vielen Ländern zum gesetzlichen Ausschluss tauber Menschen aus der Bildungspolitik und Bildungsplanung, hinderten taube Menschen an der Teilhabe an politischen Entscheidungsprozessen und Planungen und der Inanspruchnahme finanzieller Mittel für berufliche Ausbildungen, Weiterbildung, Fortbildung, Umschulung und weitere karrierefördernde Maßnahmen, hinderten taube Menschen daran, beruflich erfolgreich zu sein und ihren eigenen Bestrebungen zu folgen, erschwerten es tauben Menschen, ihre kulturellen und künstlerischen Beiträge zur Diversität jeder Nation uneingeschränkt präsentieren zu können“ (Pepping 2010, S. 565, zitiert nach Bräunlich 2001, S. 20).

Es sprengt den Rahmen dieses Buches, auf die einzelnen Vor- und Nachteile der visuellen und oralen Spracherziehung für Hörgeschä-

¹ Taubstumm ist ein inzwischen antiquierter Begriff und wird mittlerweile von den Gehörlosen als Beleidigung empfunden, da sie auch mit Gebärdensprache nicht stumm, der Worte nicht beraubt sind. Heute werden die Begriffe „gehörlos“ oder „taub“ benutzt.

Aus der Praxis – Für die Praxis

Viele Hörbehinderte, insbesondere Ertaubte, suchen nach einer „Welt“, in der sie ihre Wurzeln schlagen möchten.

Diese Suche führt zu einer grausamen Entweder-oder-Entscheidung, die nicht wirklich die Lösung bringt, die der Hörgeschädigte braucht.

Früher war definitiv nicht alles besser! Aber ein Beispiel von früher nutze ich trotzdem gerne, um den Wandel der Zeit und die damit einhergehende Identitätsdiffusion aufzuzeigen:

Früher wussten die meisten Frauen und Männer, was die Gesellschaft von ihnen erwartet.

Das Rollenbild war fast immer klar aufgeteilt:

Heirat (möglichst nicht zu spät), der Mann geht der Arbeit nach und sorgt finanziell für die Familie.

Die Frau ist für den Haushalt und für die Erziehung der Kinder zuständig. Einmal im Jahr geht es in den Urlaub.

Da gab es nicht einmal große Überlegungen.

Aber wie ist es heute?

Sowohl Frauen als auch Männer gehen in der Regel einer Erwerbstätigkeit nach, teilen sich den Haushalt auf, kümmern sich gemeinsam um die Kinder, immer weniger Paare heiraten, Patchworkfamilien werden immer mehr, häufigere Reisen sind möglich. Zumindest ist dies das vorherrschende Erwartungsbild der modernen Gesellschaft. Es hat heute also niemand mehr ganz klar aufgeteilte Rollen, man muss sich diese selbst finden.

Je mehr wir uns auf ein Entweder-oder konzentrieren, desto weniger Spielraum für Flexibilität haben wir.